

Liechtensteiner Volksblatt

Ercheint jeden Mittwoch und Samstag.

Bezugspreis: Für das Inland und die Schweiz, jährlich 10.— Fr., halbjährlich 5.— Fr., vierteljährlich 2.50 Fr.; Oesterreich u. Deutschland jährlich 13.— Fr., halbjährlich 6.80 Fr., vierteljährlich 3.50 Fr.; das übrige Ausland jährlich 15.— Fr., halbjährlich 7.80 Fr., vierteljährlich 4.— Fr. Postamtlich bestellt 20 Rp. Zuschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstgelegenen Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei S. Kuhn, in Buchs (Rheinthal).

Einrückungsgebühr im Inland die sechspaltige Kleinzeile 15 Rp.; für Reklamen 30 Rp.; Ausland 20 Rp., bezw. 40 Rp. Einrückungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gelder an die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz einzusenden.

Zur neuen Landtagswahlordnung.

In Nr. 96 und 97 ds. Bl. vorigen Jahres erschienen die neue Landtagswahlordnung. Da die Landtagswahlen nun bald erfolgen werden, bringen wir auszugsweise einige wichtiger scheinende Artikel der Wahlordnung mit kurzen Erläuterungen.

Wir erinnern uns alle an die Auseinandersetzungen im Sommer vorigen Jahres, ob gemeinde- oder bezirkswise gewählt werden solle. Der davon handelnde Art. 46 der neuen Verfassung lautet nun folgendermaßen:

„Der Landtag besteht aus fünfzehn Abgeordneten, die vom Volke im Wege des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Stimmrechtes gewählt werden.“

Das Oberland und Unterland bilden je einen Wahlbezirk.

Von den fünfzehn Abgeordneten entfallen neun auf das Oberland und sechs auf das Unterland, mit der Maßgabe, daß jede Gemeinde mit wenigstens dreihundert Einwohnern durch einen ihrer Bürger im Landtage vertreten sein muß.

Das Nähere über die Durchführung der Wahlen wird durch ein besonderes Gesetz geregelt.“

Dieser Gesetzesentwurf ist nun von der Regierung vorgelegt und vom Landtag genehmigt worden und enthält gegenüber der Landtagswahlordnung vom 21. Jänner 1918 L. Gbl. Nr. 4 dem Art. 46 der Verfassung angepaßte Änderungen. Es seien deshalb aus der neuen Landtagswahlordnung nur jene Punkte herausgehoben, die etwas wesentlich Neues enthalten.

„Art. 1. Der Landtag besteht aus 15 Abgeordneten, die im Wege des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Stimmrechtes mit der Maßgabe gewählt werden, daß jede Gemeinde mit wenigstens 300 Einwohnern durch einen ihrer Bürger im Landtage vertreten sein muß.“

Jede Gemeinde also, die 300 oder darüber Einwohner hat, muß einen Abgeordneten erhalten. Ein Bürger einer solchen Gemeinde muß gewählt werden. Es wurde diese Bestimmung offensichtlich deshalb aufgenommen, daß es nicht mehr vorkommen kann, daß eine oder die andere Gemeinde im Landtage nicht mehr vertreten ist. Wie die Wahl nun durchgeführt wird, berichtigt uns die Art. 9, 10 und 26 der neuen Wahlordnung.

„Art. 9. Für die Wahl der Landtagsabgeordneten bildet das Oberland und das Unterland je einen eigenen Wahlbezirk. Die Wahlberechtigten jedes Wahlbezirk bilden einen Wahlkörper. Das Oberland wählt neun, das Unterland sechs Abgeordnete, mit der Maßgabe, daß jede Gemeinde, die mindestens 300 Einwohner zählt, durch einen ihrer Bürger im Landtage vertreten sein muß.“

Art. 10. Der Hauptwahlort für das Oberland ist Vaduz, jener für das Unterland Mauren. Wahlorte sind außerdem Valzers, Triesenberg, Schaan, Planfen, Eichen, Schellenberg, Ruggell und Gamprin.“

Das Oberland wählt also neun Abgeordnete, das Unterland sechs. Im Oberland sind 5 Gemeinden mit über 300 Einwohnern, jede derselben muß nach der neuen Wahlordnung einen Abgeordneten bekommen. Die anderen 4 Oberländer-Abgeordneten werden einfach aus der wahlfähigen Bevölkerung gewählt, ohne Unterschied der Gemeindezugehörigkeit.

Im Unterland sind 6 Abgeordnete zu wählen.

Es trifft dort jeder Gemeinde einen Vertreter. Weil eben keine unter 300 Seelen zählt. Es sind aber nur 5 Gemeinden und so bleibt noch ein Stuhl zur Besetzung übrig. Auf diesen kann ein beliebig wahlfähiger Bürger ohne Rücksicht auf Gemeindezugehörigkeit gesetzt werden. Das Nähere sagt uns Art. 26 der Landtagswahlordnung. Er lautet:

„Zum Abgeordneten gilt als gewählt:

a) zunächst je ein die absolute Mehrheit auf sich vereiniger Bürger jeder Gemeinde des Wahlbezirktes, die im Sinne des Art. 9 dieses Gesetzes Anspruch auf Vertretung im Landtage hat, sodann

b) sofern nicht nach Punkt a jede vertretungsberechtigte Gemeinde einen Landtagsabgeordneten erhalten hat, jener Bürger der betreffenden Gemeinde, der die der absoluten Mehrheit am nächsten kommende Stimmenzahl erhalten hat.

c) jeder wahlfähige Bürger des Fürstentums, auf den die absolute Mehrheit der im Wahlbezirk abgegebenen Stimmen entfällt, und zwar nach der Reihenfolge der Stimmenzahl bis mit Einschluß der gemäß des Absatzes a als gewählt Ercheinenden die Zahl der im Wahlbezirk zu wählenden Abgeordneten erreicht ist.“

Wenn danach im Oberlande ein Valzner, Triesener-, Triesenberger-, Vaduzer- und Schaanerbürger das absolute Mehr (ca. 500) erhalten hat, so ist dort die Forderung des Art. 9 erfüllt. Hat aber eine Gemeinde keinen Abgeordneten mit absolutem Mehr, so ist jener Bürger dieser Gemeinde gewählt, der die dem absoluten Mehr am nächsten kommende Stimmenzahl erreicht hat. Nehmen wir an, Schaan z. B. erhalte keinen Abgeordneten mit absolutem Mehr. Ein Bürger hat aber 200, ein anderer 300 und ein letzter 400 Stimmen auf sich vereinigt. Dieser letztere gilt für Schaan gewählt. Hervorzuheben ist, daß diese 400 Stimmen vom Wahlbezirk sind. Also nicht die Gemeinde wählt, sondern die Wähler des Wahlbezirks.

Die übrigen 4 Abgeordneten des Oberlandes sind nun dann gewählt, wenn sie die absolute Mehrheit der Wähler für sich haben.

Im Unterlande bekommt jede Gemeinde einen Abgeordneten. Wenn dann ein R. R. in Ruggell z. B. bloß 200 Stimmen auf sich vereinigt, so gilt er als gewählt, wenn nicht ein anderer in der Gemeinde mehr Stimmen oder das absolute Mehr erhalten hat.

Der eine Abgeordnete, der nicht einer näher bestimmten Gemeinde angehören muß, muß die Mehrheit der Wähler für sich haben.

Aus dem Fürstentum.

Mauren, 16. Jänner.
Gestern abend beschrte uns Herr Dr. Ritter aus Innsbruck mit einem Vortrage. Einleitend sagte er: „Trotz der schlimmen Erfahrung vor drei Jahren an diesem Orte, wage er es doch noch einmal, hier zu sprechen. Er bewußtete dann die Gehbarung des Triesenmarkenkonfortiums und kam zum Schluß, daß dem Lande bedeutend größere Summen daraus hätten zufließen können. (Was ja ganz richtig ist, wenn, ja wenn sich die Erwartungen des damals beschließenden Landtages erfüllt hätten, wenn weiters nicht im eigenen Lande mit allen möglichen Mitteln dagegen geschafft worden wäre und wenn wir nicht einem ganz geriebenen

Geschäftsmann (Herrn v. Flesch) aufgefeszen wären. Das ist ja wohl ein Unglück für das Land, aber gerade ein Verbrechen für die einzelnen Abgeordneten, die nur das Beste für das Land wollten, liegt denn doch nicht vor, wie man vielerorts dem Volke weis machen will.)

Dann ging Herr Dr. Ritter auf das Lavenawerk über, gab die großen Ausgaben für dasselbe kund, stellte das ganze Gebahren als eine große Unmüthe hin, vor der er einen Abg. bei der entscheidenden Sitzung vergeblich gewarnt habe. (Welchen? Wirklich eine große Leistung). — Stellte fest, daß bei jener Abstimmung zwar zwei Abgeordnete dagegen stimmten, nämlich Wolfinger und Peter Büchel, letzterer nur aus dem Grunde, weil die Maurer das Recht schon hätten und weil ja Wolfinger auch dagegen stimme — also doch auch zu den ganz Dammen gehöre — oder? —

verschwieg aber, daß letzterer ganz allein gegen den Materialankauf für das Lavenawerk stimmte, trotzdem Wolfinger nicht dagegen stimmte und betonte dann, daß man bei den nächsten Wahlen vorsichtig sein sollte und nur ganz „nackensteife“ Männer wählen sollte. (Etwas ihn und seine Konforten?)

Er führte weiter die trostlose Lage des Landes aus, in der man vollständig vom Landesfürsten abhängig sei. Es sei in den „Oberrheinischen Nachrichten“ im Sommer letzten Jahres eine Notiz erschienen, in der angeregt wurde, daß allen Ernstes zu erwägen sei, ob nicht der Landesfürst das jährliche Staatsdefizit zu decken habe. Dies habe zwar beim Fürstenhaufe etwas verstimmt, ob gerade beim Fürsten selber, oder nur bei Herren so im weiteren Umkreis um den Fürsten herum, wisse er nicht. Es sei jedoch nach seiner Ansicht unvermeidlich, daß hier einmal eine klare Lage geschaffen werde, denn wir können uns doch nicht immer aus Betteln verlegen, wir sind doch keine Bettler. (Zwischenruf: Vielleicht Räuber?) Wie uns Liechtensteiner aus der Not geholfen werden könnte, mußte Dr. Ritter leider auch nicht. Das betonte er zwar fest, daß es um das Land wahrlich besser stehen würde, wenn er an der Spitze der Regierung stünde (!) Er sei im Jahre 1918 nur ganz zufällig ins Land gekommen. Da habe man ihn gebeten, er möchte den Vorsitz beim Volkzugsauschusse annehmen, sei dann aber nur mit Unmut weggegangen.

Die Rede zündete natürlich gewaltig. Da gibt's kein Ueberlegen mehr. Der Boden ist schon längst vorbereitet, um jetzt zu säen, was möglichst bald aufgehen soll.

In der Wechselrede wurde Dr. Ritter darauf aufmerksam gemacht, daß er vieles verschwiegen habe, was seinen Ausführungen ein ganz anderes Bild gegeben hätte, so z. B., daß beim 2 Millionen diebstahl Berg die Summe gleich von Flesch wieder zurückgesetzt wurde und noch mehr.

Wegen dem zufällig ins Land kommen im Jahre 1918 hielt ihm der Einsender vor, daß er (Dr. Ritter) schon im Sommer 1918, also vor dem Zusammenbruch, einen süß auf den Umsturz beziehenden Briefwechsel gepflogen habe. Für selber, den Einsender, habe er am 5. November, also zwei Tage vor dem Umsturz, mit aller Ueberredungskunst dazu bewegen wollen, mitzutun. Als ihm dies nicht gelang, habe er zu ihm gesagt: Uebermorgen ist Landtagsitzung, wenn ihr nicht

mittun wollt, stellen wir euch einfach vor eine vollendete Tatsache; dann müßt ihr mittun.

Wohlgemerkt, weder Regierung noch Landtagspräsident Dr. Schädler wußten am Morgen des 5. November, daß übermorgen Landtagsitzung sei; das mußte nur der ganz zufällig ins Land gekommene Dr. Ritter.

Die Zumutung, daß endlich einmal festzulegen sei, daß der Landesfürst, unser größter Wohltäter, das jährliche Staatsdefizit zu decken habe, wurde ebenfalls als eine grobe Unverschämtheit zurückgewiesen.

Wenn heute jemand unser Markenkonfortium, wie es jetzt zusammengefaßt ist, in Schutz nehmen wollte, wäre es Wahnsinn. Vielmehr muß heute jeder das Seine tun, um hier Wandel zu schaffen. Es ist auch bereits in die Wege geleitet, dem Herrn v. Flesch mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf den Leib zu rücken, wiewohl sich Herr Dr. Beck von der betreffenden Landesausschüßung vorsächlich fernhielt. (Besser ist, um nachher wieder besser kritisieren zu können.) Ungerecht aber ist es, wenn man alle Konfortiumsmitglieder auf die gleiche Stufe stellen wollte. Einzelne, die in gutem Glauben gehandelt haben, sind nur zu bedauern und leider auch die Geprüften.

Ein gutes Stück Hegearbeit aber kann man es nennen, wenn das Volk durch Drehungen, Wendungen und halbe Ausführungen irreführt wird. Aufklärung tut not in diesen und andern Fällen, aber sachliche und nicht leidenschaftliche. — Für heute geschlossen. Peter Büchel.

Eingefandt.

In der Nr. 4 vom 14. Jänner brachten die „D. N.“ unter der Rubrik „Ausland“ nachstehenden Artikel:

Aus Liechtenstein.

Der liechtensteinerische Landtag hat für 1922 ein Budget aufgestellt, in dem eine Gesamtausgabe von nur Fr. 384 500 vorgesehen ist. Der letztjährige Voranschlag nannte eine um Franken 162 000 höhere Summe. Diese Ersparnisse rühren namentlich davon her, daß die an und für sich schon bescheidenen Gehälter der Staatsangestellten noch mehr reduziert wurden. Dieser Abbau hat zur Folge, daß nun ein älterer Beamter mit Familie höchstens noch ein Jahreseinkommen von 5000 Franken hat. Ein jüngerer Beamter mit etwa zehn Dienstjahren bezieht etwa Fr. 2600; ein Volksschullehrer mit 30 Dienstjahren erreicht kaum Fr. 3000. Die Lebensmittelpreise sind jedoch ungefähr die gleichen wie im benachbarten Kanton St. Gallen. Der Landtag hat zum Zwecke eines richtigen Abbaues, d. h. zur Prüfung der Frage, ob nicht die Zahl der Angestellten vermindert werden könnte, eine spezielle Kommission eingesetzt. Diese Frage dürfte unbedingt bejaht werden. Dann wird wohl auch eine Besserstellung der Fixbesoldeten wieder möglich werden.

Damit über das Besitzen des Landtages betreff „Abbau“ ein deutlicheres Bild entstehe, sei obiger Artikel durch folgendes ergänzt:

Es gibt nun in Liechtenstein Lehrer, denen ihr Jahreseinkommen von Fr. 1400 knapp für Kostgeld reicht; ob dann 1800 Fr. Besoldung zur Erhaltung einer Familie anzureichen, ist eine Frage, deren Antwort im obigen Satze steckt. Tatsächlich

Der Franzosenschab.

Erzählung von Arthur Bitter.

Melch aber, in dunkler Ahnung der Unschicklichkeit seines Benehmens, fuhr sich mit der Hand sinnend über die niedere Stirne und ließ sich, wie von den durch seinen Kopf strömenden Gedanken überwältigt, wieder auf den Stuhl niederzinken. Dann befaß er rasch ein Glas Kirschwasser und ein Stück Brot. Das Mädchen verschwand sogleich wieder, mit der freundschaftlichen Zusage, das Verlangte zu besorgen. Fast schien es, sie sei froh, von dem wunderlichen Gaste wegzukommen, den sie obendrein schon an seiner fremdartigen Tracht als einen der Keizer aus dem benachbarten Berner Lande erkannt haben mochte. Der Melch aber fing derweil ganz laut mit sich selbst zu reden an: „Du, ich denn wirklich um zwanzig Jahre jünger oder gar am Ende wirklich der Narr geworden, zu welchem die Tröpfe daheim in Hinterfragen mich so gerne machen müßten?“ fragte er sich mit komischer Ernsthaftigkeit, indem er dabei fortfuhr, an seiner Stirne herumzupolieren. „Da sinds doch nun zwanzig Jahre, wohlgezählt, nicht mehr und nicht weniger, seit ich sie zum letzten Male gesehen und noch ist sie unverändert dieselbe. Höchstens, daß sie derweil um ein Jahr jünger geworden ist, sonst ist alles gleich; die Lip-

pen wie rote, die Augen wie schwarze Kirschfen, und die Wangen wie die leibhaftigen Rosen. Alles ist noch da, bis auf die Kleidung und das goldene Kreuzlein am Hals; das, freilich, ist nun hier im fremden Land erst noch dazugekommen.“ Endlich unterbrach ein plötzlicher Gedanke dieses wunderliche Selbstgespräch, den zu äußern aber den Melch das Wiedereintreten der jugendlichen Wirtin ohne Zweifel verhinderte. Mit einem freundschaftlichen „Wohlbekommen!“ setzte sie das Bestellte vor den Gast hin, der die Augen nicht abwenden konnte von dieser lieblichen, jugendlichen Gestalt, welche so liebe Erinnerungen aus längst entschwundenen Zeiten in seinem Herzen wachgerufen. Dann setzte sie sich in den untern Winkel des Tisches und begann sich mit einer weiblichen Arbeit zu beschäftigen, während ihr glänzendes, ausdrucksvolles Auge sie und da einen verflohenen Blick mädchenhafter Neugierde auf den Fremden fallen ließ, der offenbar beinahe vergaß, die verlangte Stärkung zu sich zu nehmen. Lange sprach von beiden keins ein Wort. Melchs Augen hasteten immer noch mit sinnender Mühe auf dem Mädchen, das durch diese unverwandte Aufmerksamkeit sich unbehaglich gestimmt fühlte mochte und doch dem Ausdruck dieses Gesichtes, aus welchem so viel Wohlwollen sprach, nicht zürnen konnte. Endlich nahm aber doch der Melch einen Anlauf und fragte das schöne Kind,

ob es denn allein zu Hause sei? Die Gefragte schaute nicht ohne einen Ausdruck mißtrauischen Befremdens auf. Ein Blick auf den Frager beschwichtigte indes sogleich dieses Gefühl, und sie entgegnete unbesonnen, daß die Mutter zwar auf dem Felde beschäftigt sei, indes jeden Augenblick zurückkehren könne. „Die Mutter,“ murmelte Melch gedankenlos vor sich hin, „die Mutter. Ja richtig, so wird's sein! In zwanzig Jahren ist viel möglich, da kann freilich ein Kind seiner Mutter derweil so ähnlich werden, wie ein Wassertropfen dem andern.“ Dann stand er auf, ging zu dem Mädchen hin und legte freundschaftlich die Hand auf ihre runde, unter seiner plumpen Berührung zusammenzuckende Schulter: „Fürchte dich doch nicht vor mir, denn unter allen Menschen auf der Erde gibt es keinen, der dir weniger ein Leid antun möchte als ich!“ Als er dies sagte, rollte eine große Träne aus dem Auge des armen, verwachsenen Mannes auf die dunkeln, glattgeschichteten Haare des lieblichen Mädchenkopfes nieder. Dann senkte er tief auf und sagte: „Ich möchte dein Vater sein!“ Der Klang dieser Worte schien das Mädchen wunderbar zu ergreifen. Sie schaute mit den feuchten Augen zu dem fremden, mißgestalteten Manne auf und sagte mit leiser Stimme: „Ich habe den meinigen nie gekannt.“ „Vielleicht“ entgegnete der Melch, „wirfst du ihn noch kennen lernen —“

Der Eintritt einer ältern Frau unterbrach die Rede. Es war die Wirtin. Mit freundschaftlichem „Gebet sei Jesus Christus!“ erwiderte sie den Gruß des Gastes, der mit klopfendem Herzen sie anschaute und in diesen Zügen einer Bierzigerin wahrscheinlich noch die Ähnlichkeit mit der Tochter herauszufinden wollte, deren Schönheit jedoch sein altes Blut in Wallung gebracht. Erwartungsvoll, ob auch in ihrem Herzen noch eine Erinnerung an frühere Zeiten wach geblieben sein möchte, stellte er sich endlich dicht vor sie hin. Da schaute auch sie ihn aufmerksamer an und fuhr mit einem Schrei zurück. „Du, Melch, du selbst!“ rief sie, atemlos vor Ueberaschung und Freude. Doch wir wollen diese Erkennungszene nicht weiter ausmalen und nur einige Bruchstücke des Gesprächs wiedergeben, das die beiden einstigen Jugendfreunde miteinander pflogen, als Gretchen, das hübsche Töchterlein, sich entfernt hatte, um für den willkommenen Jugendbesucher der Mutter das Mittagsmahl zu besorgen. „Du weißt, lieber Melch,“ sagte die Wirtin nach einigen rasch beantworteten Fragen von Seite des Besuchers, „du weißt es ja, wie ich nach jenem schrecklichen Augenblicke, in welchem du wider meinen Willen mich daran verbindest, zu sterben, und mich mit eigener Lebensgefahr wieder herausgeriffen aus der Tiefe des Thuner Sees, nicht wieder zurückkehren wollte zu meiner Mutter, die

gibt es Brante und Lehrer mit nur 1800 Fr. Gehalt und mit diesem soll eine Familie leben!

Baduz. Eierhandel. (Singer.)
Wie viele unserer Hausfrauen sind mit ihrer Süßherzucht imstande, einen großen Teil ihrer Haushaltungsbedürfnisse aus den Erzeugnissen der von unsen Nachbarn so begehrten Trinken zu befreien! Doch die Zeiten ändern sich und mit ihnen auch die Eier. Aus dem Regenwald, aus dem Walfertale, aus dem Montafon und anderen Tälern des valutararmen Voralbergs nimmt sie bei Hitze und Kälte, bei Sturm und Wind der Schieber in seine Obhut, um sie nach langen Jahren und Hoffen, sei es im Kuhstalle, hinterm Ofen, in dichtem Gebüsch oder in einer Torfstütze nach Monaten endlich gegen Edelvaluta über die Nordgrenze Richtungsteins zu verbringen, von wo sie zuguterletzt als „Lichtensteinische Trinken“ über den Rhein gelotet werden sollen.

Mitteln und Schütteln wird den kundigen Händler bald befehlen, daß beim Abgabe dieser bedenklichen Ware die größte Vorsicht geboten ist und nun nicht alle Kunden zu verlieren, wird er sich wohl hüten, wieder ein solches Geschäft zu machen. Auf der Suche nach andern Händlern wird man, da die Eier inzwischen auch wieder älter geworden sind, vielleicht um eine Brücke weiter Stromaufwärts fahren müssen und der Krug geht zum Brunnen bis er bricht. Ein ungeahnter Preissturz wird sich schließlich auch zum Schaden aller ehrlichen Produzenten geltend machen. Würde dem verderblichen Schleichhandel auf diesem Gebiete, der auch eine Lieblosigkeit gegen unsere Nachbarn in sich birgt, nicht ein Ende bereitet werden?

Eingefandt

Die am 6. Dezember 1856 geborene Wirtin von Balzers, Albertine Hasler, hat am 7. Januar 1922 das Jubiläum ihrer 50-jährigen Dienstzeit in derselben Familie gefeiert. Am 7. Januar 1873 in den Dienst des damaligen Landesverwalters Maxon Gassen getreten, blieb sie nach dessen Ableben bei seiner Witwe und wurde von dort am 1. Mai 1872 von dessen Entlein, Frau Irene v. Rang-Pöhlgen übernommen, in deren Haus sie noch heute dient. In diesen 50 Jahren hat sie vier Generationen derselben Familie in treuester Pflichterfüllung und mit seltener Hingebung gedient und sich die Achtung und Wertschätzung aller erworben, die sie kennen lernten. Aus Anlaß dieses seltenen Jubiläums wurde Albertine Hasler am 7. Januar in die Gesellschaft befördert und wurde ihr mit einer kleinen Ansprache ein amtliches Anerkennungsdiplom und als Ehrengeschenk des Regierenden Fürsten ein goldenes 10-Kronenstück mit dem Wiltuis seiner Durchlaucht überreicht. Der Jubilarin gratulieren wir herzlich zur verdienten Auszeichnung.

Aus dem Voralbergs

Der Arlberg wieder offen. Der Verkehr auf der Arlberg-Bahn ist am Freitag wieder aufgenommen worden.

Zollvertrag zwischen der Schweiz und Lichtenstein.

Dem nächster Tage vom Bundesrat zu prüfenden Entwurf für den Zollvertrag mit Lichtenstein ist eine lange sorgfältige Vorarbeit der Oberzolldirektion und der interessierten Departements vorausgegangen. Besonders die Verlegung der Zollgrenze war Gegenstand einer gründlichen technischen Untersuchung, die dann zu den Anträgen führte, daß der Zolldienst durch schweizerische Organe ausgeführt werden sollte, während Lichtenstein die nötigen Installationen zu seinen Lasten nimmt.

Das Fürstentum wird bekanntlich auch die Gültigkeit gewisser schweizerischer Gesetze über den Warenverkehr auf sein Gebiet ausdehnen müssen. Um dabei die Kosten und Schwierigkeiten eines solchen Vorgehens, die angesichts der großen Zahl in Betracht fallender Gesetze nicht klein wären, zu vermeiden, wird das Fürstentum sich wahrscheinlich damit begnügen, in seinem Amtsblatt die Liste der anzuwendenden Gesetze und Reglemente zu veröffentlichen und als Grundlagen dazu die Ausführungsbestimmungen eines bestimmten Schweizerkantons — wahrscheinlich St. Gallen — zu nehmen.

Für die Verteilung des Ertrages der Zölle, d. h. für die Bestimmung des Anteils an den Zolleinnahmen liegen verschiedene Vorschläge vor. So könnte der Anteil berechnet werden nach der Einwohnerzahl, der Bodenfläche des Landes oder nach dem Warenverkehr.

Alle diese Fragen werden im Verlaufe der unverzüglich einsetzenden Verhandlungen mit Lichtenstein berührt werden müssen. Zuvor wird sich aber der Bundesrat grundsätzlich über den Vertrag selbst äußern. Dazu legt das Politische Departement einen sehr wohlwollenden Bericht vor. Zwar wird die Schweiz aus der Union keinen Vorteil, aber auch keinen Nachteil ziehen; doch stellt die Pöste für einen kleinen Staat, der sich nicht selber helfen kann, eine menschliche Pöste dar, der sich die Schweiz nicht wird entziehen wollen. Dabei gibt Lichtenstein nicht das Geringste von seiner Souveränität auf, und selbst die aus technischen Gründen notwendig gewordene Anwendung schweizerischer Gesetze berührt die verfassungsmäßigen Grundlagen und die allgemeine Gesetzgebung des Landes nicht.

Die Schulb.

In einem großen Artikel befaßt sich die „Frankfurter Zeitung“ mit dieser Frage. Es gebe, so sagt das Blatt, immer noch Leute genug, die weder der Krieg noch die deutsche Niederlage belehrt haben. Und dazu gehöre auch der ehemalige Kaiser. Den Beweis hierfür sieht der Artikelschreiber in den historischen Tabellen, die der Flüchtlingsaufgestellt hat und welche namentlich im Druck erschienen sind. Sie bringen die wichtigsten Ereignisse von 1878 bis 1914, gemischt mit Ausprüchen aus Gesandtschaften usw. Aber natürlich sei die bestimmte Tendenz vorhanden, Deutschlands Unschuld zu erweisen. Man würde, schreibt der Verfasser, gerne die Schuldfrage einmal beiseite legen und warten, bis die Mauer des Stumpfsinns von selber abbröckle, den Erklärer in Ruhe lassen, wenn er es verstanden hätte, selber still zu sein. Aber man dürfe nicht zusehen, wie die Leute, die allen Grund hätten, sich stille zu verhalten, die Köpfe weiter zu verwirren suchen.

Vielleicht glaube heute auch das Ausland, daß der Kaiser den Krieg „nicht gewollt“ habe. Er sei aus einer bestimmten historischen Lage erwachsen, zu der allerdings im letzten Moment auch noch persönliche Einflüsse kamen.

In des Kaisers Tabellen wird nun die Lage auf drei Punkte aufgeteilt: Frankreichs Revanchepolitik, Englands Neid und Rußlands Eroberungslust.

Da sieht nun freilich jeder Leser, wie juchend einfach der Historiker sich die Sache macht; von Deutschland ist von vornherein nicht die Rede. Er scheint alles zu wissen und zu kennen, nur seine eigene Geschichte und sich selber nicht. Die „Frankfurter Zeitung“ kommt ihm zu Hilfe mit Erinnerungen an verschiedene Dinge, durch die über deren Unterlassung sich Deutschland zum mindesten mitschuldig gemacht hat. Da ist einmal die Einladung des Zaren zu einer Friedenskonferenz im Jahre 1898, auf die Deutschland einfach nicht geantwortet hat. Dann kommen die Friedenskonferenzen im Haag, wo die Westeuropäer Wilhelm und seiner Regierung gar nicht gemerkt haben, warum es sich handelte, und die Gelegenheit zur Offenbarung des Friedenswillens gründlich verpasst haben. Schon gegenüber der verhöfhten Einladung des Zaren hielt Wilhelm sofort eine Rede, in der er betonte, nur eine schlagfertige deutsche Armee könne den Frieden garantieren. Der geringe Erfolg der Zaren-Konferenz im Jahre 1899 sei dann auch richtig durch die deutschen Vertreter verschuldet worden.

Schon damals, wie heute Ludendorff, hat die Universität Königsberg den General Schwarzhoff zum Ehren doktor ernannt dafür, daß er des Zaren Friedensvorschlag auftragsgemäß scheinbar ablehnte.

Beide Fälle von Säbelraserei wirkten natürlich im Auslande entsprechend; es habe damit die „Eintreibung“ begonnen. Man hatte naturgemäß den Eindruck, Deutschland und das ihm nachtretende Oesterreich seien es, die dem europäischen Frieden Hindernisse in den Weg legen wollten. Von da an datiert und wächst das Mißtrauen der Welt gegen Deutschland.

Die ärgsten Dummheiten, schreibt unser Gewährsmann, seien aber erst nachher gemacht worden. Man wisse erst heute, welche Miße sich England um ein Bündnis mit Deutschland gegeben habe. Daß Wilhelm und seine stumpfsinnigen Politiker diese Gelegenheit verpasst haben, sei die Wurzel des deutschen Unglücks. Im Jahre 1895 habe England Deutschland (Salisbury) die Verteilung der Türkei vorgeschlagen, Deutschland habe aber abgelehnt, und zwar nicht etwa aus hohen Prinzipien, sondern wegen der Starrköpfigkeit Sol-

leins, der ja dann auch später völlig geistesgestört wurde. Sein Mißtrauen gegen England sei in der Folgezeit geradezu die eine Hälfte der deutschen Weltanschauung geworden, die andere Hälfte sei die traditionelle Ehrfurcht vor dem Zaren gewesen. Aus dieser Ehrfurcht heraus sei jede weitere Annäherung Englands brutal abgewiesen worden; England habe sich natürlich nicht der Schwere deutschen Augen wegen bemäht, sondern um aus seiner „splendid isolation“ herauszukommen. 1898 habe man in Berlin abgewinkt des Zaren wegen. Auf eine öffentliche Erklärung Chamberlains antwortete damals Wilton im Reichstag, es seien andere wertvolle Beziehungen zu wahren. 1901 hätte Deutschland Gelegenheit gehabt, dem Bündnis beizutreten, das zwischen England und Japan im Entstehen begriffen war. Aber Wilhelm mochte die gelbe Nase nicht leiden — es wurde abgelehnt.

Auf solche Weise wurde das geduldig werbende England auf die andere Seite gedrängt. So hat sich in unbegreiflicher verbohrt Weise Deutschland selber eingekerkert. Es hat noch mehr getan; es hat nach den Engländern durch den dummen Streich in den Marokkafällen auch noch Frankreich vollends stuhlig gemacht, seinen Schawinnismus aufs neue hoch aufklammern lassen, es England erst recht in die Arme getrieben. Wilhelm hat dann seine Unfähigkeit zu irgendeiner Außenpolitik zweimal offenkundig gemacht. Wohl hat er die Einfüstierung des Zaren, während des Burenkrieges eine Aktion gegen England zu unternehmen, richtigerweise abgelehnt — aber den Zaren nachher in London verlastet und damit natürlich zum Feinde gewonnen. Berühmt ist sodann das Benehmen des Mannes gegen die Buren selber, denen er zuerst ein Sympathietelegramm sandte worüber England in Wut geraten mußte, und deren Niederlage er im Handumdrehen herbeiführte, indem er den englischen Vetter durch seinen Kriegsplan gegen die Buren verführte.

Im Jahre 1912 machte trotz alledem England seinen letzten Versuch in Berlin durch die Mission Loro Halbanes. Der Schritt scheiterte wiederum an der Flottenpolitik des Kaisers und des Herrn Tirpitz. Auf diese letzte Abweisung gewann dann endgültig in London die schärfere Richtung Churchill die Oberhand: Die Entente mit Frankreich wurde perfekt. Wahrscheinlich, Wilhelm und seine Helfershelfer haben die Entente geschmeidet.

Die „Frankfurter Zeitung“

„Schuld? In dem Sinne, wie es der Versailles Vertrag meint, sind wir wirklich nicht schuldig. Daß man uns zwingt, ein solches Schuldbekenntnis zu unterschreiben, war eine Niederträchtigkeit, und die Geschichte wird es revidieren. Die Geschäfte, nicht die Geschichtstabelle. Wenn wir aber heute am Boden liegen, so wissen wir, wenn wir das bedanken. Wir danken es mehr als allem anderen einer Kombination von Unfähigkeit, Dummheit und Narzheit, die ihresgleichen in der Weltgeschichte sucht. Sie ist grotesk. Und in dieser Erkenntnis nehmen wir diese ganze kitschige Literatur und werfen sie hinter den Ofen.“

**Ausland.
Schweiz.**

Ein Weltboykott gegenüber der Schweiz.
Zürich. Wie die „Schweiz. Metallarbeiterzeitung“ redaktionell mitteilt, wird sich der Internationale Gewerkschaftsbund in Amsterdam mit der Frage der Verhängung des Weltboykotts gegenüber den schweizerischen Produkten befassen. Der Weltboykott läme eventuell in Betracht als Maßnahme gegenüber den allgemein einsetzenden Verurteilungen der Unternehmer, die 48-stündige Arbeitszeit in der Schweiz zu durchbrechen und zu verlängern.

Entwürfe für ein neues Münzbild.
Bern. Der Jury lag die Auswahl des neuen Münzbildes für die fünf Frankstücke aus 542 Entwürfen vor. Sie sprach folgenden sechs Projektverfassern je einen Preis von 500 Fr. zu: Paul Burkhard (Wäbenwil und München), René Hublot (Genf), Julius Schwyzer (Zürich), Alfred Girardelos (La Chaux-de-Fonds), Paul Wilde (Basel), Giovanni Bianchi (Genève). Die meisten dieser Entwürfe zeigen Adler oder Schwärzchen als Motiv; einer stellt einen Fahnenwinger, ein anderer einen Sämann dar.

Deutsche Kohlenlieferungen in die Schweiz.

Bern. Bei hiesigen Industriellen ist die Meldung eingetroffen, die deutsche Regierung habe die Ausfuhr von Kohlen nach der Schweiz verboten. Bereits erfolgten aber Verhandlungen über die weitere Einfuhr.

Erkundigungen der Schweiz. Depechenagentur bei der Hauptzollstelle für Kohlen in die Schweiz bestätigen, daß einige deutsche Gruben wieder in der Lage sind, zu liefern, und daß die Verforgung der Schweiz sichergestellt ist.

Basel. Zur Nichterteilung von Kohlenanfuhrberechtigungen aus Deutschland nach der Schweiz ist mitzuteilen, daß tatsächlich ein Unterbruch der Einfuhr vorhanden war, daß die Ausfuhr zum Teil behoben und verschiedene Zehen wieder lieferungsbereit sind, so die Beche „Präsident“ und die „Union Brick“. Das Syndikat liefert noch nicht. Die Belieferung der Schweiz scheint wieder gesichert.

Falsche Tausendmarknoten.

Nach dem „Schaffhauser Intelligenzblatt“ sind im badi-sch-schweizerischen Grenzgebiete falsche Tausendmarkscheine im Umlauf.

Direkter Telephonverkehr Zürich-Brag.

Nachdem der Bau der Telephonlinie Brag-Nürnberg vollendet worden, ist die direkte Verbindung mit Paris, Frankfurt a. M., Stuttgart und Zürich möglich. Mit Zürich finden demnächst Gespräche statt, worauf die Telephonlinie dem Verkehr übergeben wird, was hinsichtlich der Bedeutung Zürichs für die Debienarbitrage von besonderer Wichtigkeit ist.

Verweigertes Organist.

Sitten. Da die Franzosen gegenüber den Fischern des Kantons Wallis nicht Gegenrecht halten, hat der Regierungsrat des Kantons Wallis beschloffen, den Franzosen inskünftig die Bewilligung zum Fischen in den Walliser Gewässern des Genfersees nicht mehr zu erteilen.

Die Durchreise amerikanischer Truppen.

Der Bundesrat hat die Durchfahrtsbewilligung für eine Kompagnie amerikanischer Truppen erteilt, welche zurzeit am Rhein steht und zu einer militärischen Feier zu Ehren des italienischen unbekanntenen Soldaten in Rom den Weg durch die Schweiz zu nehmen gedenkt. Die Bewilligung wurde erteilt, weil es sich um eine Mission handelt, die nicht kriegerischen Zwecken dient, wie dies auch schon bei Lebensmittellieferungen der Fall war. Dem Zug wird auf der Fahrt durch die Schweiz ein höherer Offizier beigegeben werden. Die Waffen der Soldaten werden in einem besonderen Wagen mitgeführt.

Französischer Kurs im Personen- und Gepäckeverkehr.

Bern. Die schweizerischen Stationen erhielten die telegraphische Mitteilung, daß der Kurs, der im Verkehr aus der Schweiz für die Unrechnung in Schweizerwährung der in den internationalen Personen- und Gepäckerarten in französischer Währung ausgedrückten Tarifen anzuwenden ist, vom 16. Januar 1922 an bis auf weiteres auf 45 (100 französische = 45 Schweizerfranken) festgesetzt wird.

Niedgang des Postverkehrs.

Lausanne. Bekanntlich betrug der Umsatz im Postverkehr der Schweiz im Jahre 1920 19,9 Milliarden Fr. Wie die „Revue“ aus Bern vernimmt, ist diese Zahl im Jahre 1921 um 2,1 Milliarden zurückgegangen, dagegen ist die Zahl der Inhaber von Postcheckrechnungen von 38 745 auf 42 740 gestiegen.

Paß-Bisum.

Zur Meldung über die Verhandlungen betreffend Aufhebung des Paßsystems zwischen Frankreich und der Schweiz vernehmen wir noch, daß die Schweiz unbedingt daran festhält, daß für Arbeitsuchende nach wie vor das Bisum verlangt werde. Frankreich hat sich hierüber noch nicht ausgesprochen, doch darf mit einer befriedigenden Lösung der Frage gerechnet werden.

Eidgenössische Stempelsteuer.

Bern. Das Rohertagnis der eidgenössischen Stempelsteuer auf Obligationen, Aktien, Wertpapieren usw. ist im Dezember 1921 auf 1 285 000 Franken gegen 1 888 000 Fr. im gleichen Monat des Vorjahres zurückgegangen. Im Jahre 1921 warf die Stempelsteuer 20 480 000 Fr. ab (1920: 21 685 000 Fr.).

großenteils an meinem Zimmer auch mit schuld war; wie ich dir erklärte, lieber so weit gehen zu wollen, als der Himmel blau sei, denn die Schande zu ertragen, einem feigen, ehrlosen Mörder angehört zu haben?“

Melch nickte mit dem Kopfe.
„Da gabst du, mein guter, großherziger Freund, mir das letzte, was du besahest, um mir die nötigen Kleidungsstücke zu verschaffen, führtest mich mit dem eigenen Schiffelein hinaus gegen Interlaken, du, dem unter allen Menschen auf der Erde von mir am schwersten Beleidigten, gegen den ich mich der schändlichsten Treulosigkeit schuldig gemacht hatte —“

Der Melch machte eine ungeduldige Bewegung.
„Oh, du mußt mich ausprechen lassen“, schluchzte das Weib, von ihren Gefühlen übermeiert, die Hand des edlen Freundes fassend; „Gott weiß es, wie manches Mal ich gerne meinen Fehler gegen dich mit meinem Herzblute wieder hätte gutmachen mögen!“

„Das ist alles vergeben und vergessen“, murmelte Melch, „nur ihm nicht, ihm nicht! Mit ihm will ich noch rechnen!“
„Nun“, fuhr das Weib fort, „ich pilgerte, die Verzweiflung im Herzen, weiter. Ein Fähnmann führte mich hinaus um wenig Geld über den Rrienersee. Allein ging ich über den Rriener-

fremdes Land wollte ich erreichen, wo niemand mich kannte, keiner meiner Jugendgespielen je mich wiedersehen würde. Wohl besiel mich Zittern und Wehen, als ich da droben auf der Höhe des wilden Brünigberges das Bernerland verlieh und niederzuckte zu den unbekannten Orten des katholischen Ländchens Unterwalden. Bieleicht war es die Furcht vor dem unbekanntem Lese, das meiner wartete, daß ich krank wurde, als ich diesen Ort erreichte. Da aber machte ich zum ersten Male die tröstliche Erfahrung, daß über dem Berge auch Leute wohnen und zwar gute Leute. Die Besitzerin dieses Hauses war eine Witwe ohne Kinder. Sie nahm mich arme Fremde auf wie eine Schwester, und als ich, von ihrer Güte ermuntert, ihr mein ganzes Unglück eingestalt, da fuhr sie nicht herzlos mit Schelten und Töben auf mich ein, sondern behielt mich bei sich. Die Geburt meines Kindes, deren Herannahen mich immer mit Schrecken erfüllt hatte, schien die gute alte Frau erst recht an mich zu fetten. Das kleine, muntere Wesen wurde der guten Alten wahre Herzessende. Ich hatte ein Asyl gefunden, das zu verlassen ich keine Neigung mehr fühlte, ja ich erschrak sogar heftig, als vier Jahre später ein Viehhändler aus der Heimat, hier vorüberreisend, bei uns einkehrte und mich zu erkennen schien.“

„Und doch verdanke ich es gerade diesem Viehhändler, daß ich jetzt deinen Aufenthalt ansitz-

dig machen und dich wiedersehen konnte“, sagte Melch im Tone zärtlichen Vorwurfs.
„Darfte ich denn wissen, daß du, getreue Seele, meiner noch denken werdest? Hatte ich es denn um dich verdient?“ entgegnete die Frau schmerzvoll.

„Ob ich deiner gedacht?“ murmelte Melch; „hätte ich's doch weniger tun können, mir wäre vielleicht wohlher gewesen.“
So plauderten sie noch lange hin und her. Die Frau erzählte, wie die gute Alte, welche hier einst Wirtin gewesen, sich immer als Großmutter des aufblühenden Gretchens betrachtete, und vor ihrem Ende noch durch testamentarische Verfügung dafür gesorgt habe, daß der Mutter und dem Kinde auf Lebenszeit das an einen entfernteren Verwandten fallende Güterchen gegen ganz geringen jährlichen Zins in Pacht bleiben mußte. So hatte die freiwillig aus der Heimat Verbannende bisher, wenn auch arm, doch verhältnismäßig glücklich gelebt, und nur die Erinnerung an den schrecklichen Verrat ihres Geliebten und seinen Nordvertrieb, sowie die Vorwürfe, die sie sich wegen ihrer eigenen Untreue gegen den armen Melch gemacht hatte, zuweilen dieses Glück getrübt.

Der Melch schien in den wenigen Stunden, die er in dem einsamen Wirtshaus verlebte, ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Sein rauhes, ungelächertes Wesen hatte einer Reichheit und

Milde Platz gemacht, welche mit seinen harten Zügen gar seltsam kontrastierten. Das biblische Gretchen betrachtete er manymal mit stummem Entzücken, bald traten ihm beim Anblicke des jungen Mädchens, das seine Zuneigung erwiderte, die heißen Tränen in die Augen. „Sie soll glücklicher werden als ihre Mutter, dafür wird der Melch schon sorgen!“ murmelte er manymal in sich hinein, und bei dem Gedanken verklärten sich seine Züge, daß er beinahe schon anzusehen war.

In der Folge seines dasigen Aufenthaltes, der sich auf mehrere Tage ausdehnte, verkehrte er viel heimlich mit der Mutter, und manches wurde da besprochen, das von Gretchen nicht gehört werden durfte. Und jedesmal nach einer solchen heimlichen Unterredung rieb er sich vergnügt die Hände und frohlockte: „Ja, ja, so wird's gehen, und ich bin meiner Sache gewiß!“
Dabei machte er nicht im mindesten Miene, daß er im Sinne habe, wieder in den Kanton Bern zurückzukehren. Ihm schien es hier in dieser einsamen Gegend, bei den guten Menschen, je länger je mehr zu gefallen. Hätte der arme Fischer nicht seinen Vater hier sehen können, er würde auf dessen Hilfe nur sehr wenig mehr gerechnet haben.
Dem Fischertrug war's dieweilen wieder bedenklich trübe zumute geworden. Das Klumpfein seiner Hoffnung, in welches die geheimnisvollen Depeschen seines wunderlichen Veters für einen